

Man könnte buchstäblich von einem bombastischen Erfolg mit Pauken und Trompeten sprechen; würde man mit dieser Wortwahl nicht den wesentlichen Part des Düsseldorfer Musikvereins unterschlagen. Rund 160 Sänger des Chores von Prof. Hartmut Schmidt und Kunibert Jung haben in München an vier Abenden (am Mittwoch war „Premiere“) im Gasteig Hector Berlioz' „Requiem“ mit den Münchner Philharmoni-

kern unter Leitung von Dmitrij Kitajenko, verstärkt durch den Philharmonischen Chor München, aufgeführt. Das für die Toten der Julirevolution in Auftrag gegebene zehnsätziges Werk erlebte 1937 im Pariser Indavildendom seine Uraufführung.

Die Düsseldorfer sind mit der „Grande messe des morts“ op. 5 und dem Veranstaltungsort bestens vertraut. Sie haben sie außerhalb der Landeshauptstadt 1974 in der Londoner

Royal Albert Hall mit Sir John Pritchard und im selben Jahr in Orange mit Lorin Maazel geboten sowie 1989 in Hamburg mit Gerd Albrecht. Wolfgang Sawallisch hatte die angesehene Chorvereinigung 1982 ins Nationaltheater gebeten für Schumanns konzertante „Genoveva“, 1984 sang sie bei den Münchner Opernfestspielen den „Elias“ und 1990 Mahlers Achte — fast also ein Heimspiel der Rheinländer an der Isar.

Schrecklich schöner Schrei der letzten Tage

Musikverein sang Berlioz' „Grande messe des morts“ in München

Von unserem Redaktionsmitglied Andreas Wilink

Goethes großes Wort, daß „die Schönheit eine Tochter der Angst“ sei, scheint wie gemünzt auf Berlioz' Große Totenmesse. Es malt die „Apocalypse now“ in einer einzigartig aufgetürmten Klangapparatur und räumlichen Klangkonzeption mit heftigen rhythmischen Brüchen, radikalen Tonartwechseln und raffinierter Instrumentierung aus.

Gegenüber der Generalprobe am Dienstag abend wußte der 1940 in St. Petersburg geborene und international versierte Dmitrij Kitajenko die dramatische Fortwirkung durch noch langsamere Tempi entschieden zu steigern, die der Chor flexibel bewältigte: Nicht zum Nachteil des Konzertes, vielmehr zum Nutzen einer charakterstarken, spannungsinintensiven, atmosphärisch packenden Aufführung. So können sich die Münchner Organisatoren sicher sein, vier Abende ein volles Haus zu haben.

Berlioz erzählt mit „Sinn für materielle Unermeßlichkeit“ (Heinrich Heine) von den letzten Tagen der Menschheit. Er entwirft eine Welt der gefüllten Leere, in der Tonbilder des Entsetzens gegenüber denen von Gnade und Milde überwiegen. Bezeichnen-derweise hat er aus der liturgischen Ordnung das „Benedictus“ gestrichen und auch sonst Strophen und überlieferte Formeln variiert, bis zum „Amen“ des Endes, das sich ganz zart, aber unter düsteren Trommelschlägen aushaucht.

Die Musik birgt allerstärkste Kontraste, von den Interpreten bravourös gemeistert. Das sanft

anhebende „Dies irae“, in klarster Diktion vorgetragen, schwillt an zur Drohung des wahrhaft hörbar werdenden Jüngsten Gerichts, wenn beim „Tuba mirum“ — welch Effekt! — in dem akustisch perfekten Konzertsaal die an vier Orte plazierten Bläser in Sonderstärke ihren Ruf erschallen lassen.

Die introspektive Selbstbefragung „Quid sum miser“ opponiert im mächtigen Gegensatz dem wehklagenden „Lacrimosa“ in seiner das „Dies illa“ noch überbietenden Tragik.

Der souverän und sensibel reagierende Musikverein bewältigte die mörderische Partitur exakt in der Wucht und empfindungs-

reich im Innigen, brillant in der schwierigen A capella-Passage „Quaerens me“, nuanciert feinfühlig im „Offertorium“, vornehm strahlend und in gehöriger Demut beim „Agnus Dei“ sowie als Begleitung des in Genf geborenen und in Kanada ausgebildeten jungen Solisten Michael Schade beim herrlich erleuchteten „Sanctus“. In gefordertem „pianissimo possibile“ bauten auch darin die originelle Instrumentierung (streckenweise nur mit Becken solo), der helle matte Glanz des Tenorsolos und das Volumen des Chors Berlioz' idealen Klangkörper. Jubel für einen schrecklich schönen Schrei der Angst.



Spiritus rector des Düsseldorfer Gesangsvereins: Hartmut Schmidt. Foto: Christiane Langensiepen